Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 4

Artikel: Ich hatt' einen Kameraden...

Autor: F.P.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634608

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mahl, das auch den Sinn einer innigen Vereinigung mit dem „Vater"-Gotte hat). Nachher findet eine Fast- und Reinigungszeremonie statt, dem Totemtiere wird geopfert — und in früheren Zeiten werden es wahrscheinlich Menschenopfer gewesen sein, die man den Jaguaren aussetzte.

Kehren wir aber zum Feste der Papuas zurück. Schon lange, bevor der Dema-Darsteller vom Strande her aus dem Busche erscheint, tanzen Gruppen von Männern und Frauen zum Klange von Trommeln, die sie mit sich schleppen, und zum Geschrei geheimnisvoller Worte, deren Sinn wiederum nur Eingeweihte kennen. Der Tanz dauert bis in die tiefe Nacht. Die Leute schwitzen, denn das Trommeln und Tanzen ist sehr mühsam, die Dema-Figuranten treten auf und verschwinden wieder im Busche, zwischenhinein wird Sagokuchen verspiesen, den die Frauen bereitet haben und in Blättern anbieten, und man kaut Betelnüsse oder andere ähnlich wirkende Pflanzenteile. Hierauf geht der Tanz weiter und hört erst dann auf, wenn der Morgen graut und sich alles in den Busch stürzt, um das Fest mit einer Orgie zu beendigen. Es findet mit einer Wildheit und Leidenschaftlichkeit statt, von dem sich der Europäer nur dann einen Begriff machen kann, wenn er vielleicht einmal während des letzten Krieges einen Sturmangriff mitmachte oder beobachten konnte. (Schluß folgt.)

Ich hatt' einen Kameraden . . .

Skizze von F. P., Ins.

Es ist Sonntag vor Allerseelen. In der Marxmatte droben, wo das Dorf zu Ende geht, haben sich die alten knorrigen Kirschbäume mit ihrem leuchtendsten Rot geschmückt. die Lärchen und Buchen des nahen Holzes wetteifern in zartem Gold und sattem Braun, und die fernen Juraweiden schimmern im duftigsten Novemberglast.

Da wo die immer schmäler werdende Dorfstraße sich in das weite Oberfeld verliert, steht eine zahlreiche Menschenmenge vor einem der ältesten Häuser. Manch einer ist drunter, der nicht in diesem Dorf geboren. Seine erstaunten Blicke verraten, daß er bis jetzt nur den Teil der Ortschaft kannte, in dem sich das reiche Verkehrs- und Geschäftsleben abwickelt, und daß er dieses idyllische Flecklein Erde im hochgelegenen Oberdorf heute zum erstenmal sieht.

— Doch da wird eine umflorte Sängerfahne um die letzte Wegbiegung getragen. Der Männerchor erscheint, um einem gottbegnadeten Sänger die letzte Ehre zu erweisen. Ein Uneingeweihter hätte wohl glauben können, es handle sich um das Begräbnis irgend einer politischen oder wirtschaftlichen Größe. Der Mann aber, der jetzt in seinem Sarge durch die niedere, rauchgeschwärzte Türe des altalemannischen Hauses in den Hofraum getragen wird, hatte ein äußerst bescheidenes und einfaches Wesen an sich, und er hat sich eigentlich in seinem ganzen Leben durch nichts anderes auszeichnen und hervortun können, als durch seine wundervolle Stimme.

Ich hatte ihn schon als ganz kleinen Knaben kennen gelernt, da unsere Großmütter Schwestern waren und fast Haus an Haus im Dorfe wohnten. Er kam hie und da abends zu uns mit seiner Großmutter, wenn diese ihrer Schwester etwas zu klagen oder eine große Neuigkeit anzuvertrauen hatte. Da sehe ich ihn grad noch vor mir, wie er bei einem solchen Besuch den beiden alten Frauen mit wunderschöner, klarer Stimme das rührende Liedchen vom Waisenkind sang und damit Ströme von Tränen entfesselte bei seinen Zuhörerinnen. Ich kam just vom Stalle her zur Küchentüre herein mit meinem Onkel und blickte voll Bewunderung auf den kaum vierjährigen Sänger, der sich durch unser Erscheinen gar nicht aus dem Geleise bringen ließ. Bis dahin hatte ich mich ihm stets überlegen gefühlt, besonders weil er lange nach mir den Meitlirock hatte ablegen dürfen. Er benahm sich auch immer so linkisch in unserer Stube, ja selbst in der großen Küche, wo er selten zum Tisch kommen wollte, um mit mir zu spielen. Er blieb fast immer neben seiner Großmutter auf der Holzkiste am wärmenden Ofenmäuerchen sitzen. Ebenso konnte er die derben Späße meines allzeit scherzenden Onkels nicht vertragen und hatte einen Heidenrespekt vor meiner schön gekleideten Tante, wenn sich deren stattliche Erscheinung grüßend im Rahmen der Stubentür zeigte.

Als wir dann im Frühling zusammen in die Gäggelischule gehen mußten, da zeichnete er sich schon am ersten Tage durch allerlei Vorzüge aus. Er blieb ruhig an seinem Platze sitzen und wendete kein Auge von der schönen Lehrerin mit den rosenroten Wangen, den hochgewölbten schwarzen Augenbrauen auf der weißen Stirn und dem glänzend glattgescheitelten Haar, so daß ihn dieselbe uns als Muster vorstellte. Was ihn aber auch in den Augen der Mitschüler hoch erhob, das war seine wundervolle Stimme, mit welcher er nicht nur die salbungsvolle Lehrerin entzückte, sondern auch die Herrschaften de Pury, die Stifter der Schule, fast täglich in die Klasse lockte. Madame faßte meinen schüchternen Kameraden oft am Kinn, blickte ihm liebreich in die blauen Augen und streichelte seine schmalen, blassen Wangen. Jeder von uns gab sich dann alle Mühe, es ihm nachzumachen, und so wurden wir eine ausgezeichnete Singklasse. Nebst vielen Kinder- und Spielliedchen brachte uns die Lehrerin sogar ein französisches Wiegenliedchen bei. Als Monsieur de Pury dieses zum erstenmal hörte, legte er seine würdevolle Maske ab und verzog sein aristokratisches Gesicht zu einem gnädigen Lächeln.

In der „rechten" Schule dann, bei der feinen, freundlichen Frau Stucki, da fing unser Sänger ganz von selbst an, die Begleitstimme der Lehrerin nachzuahmen. Nun mußten wir oft zu Hause unsere Schullieder zweistimmig vortragen, und alle bewunderten seine Geschicklichkeit, besonders meine Großmutter, welche selber auch eine schmiegsame, volle Altstimme besessen hatte. Sie konnte es aber nie leiden, wenn ich „angers", also Begleitung, singen wollte. Der Roobi soll, der kann es besser.

Im zweiten und dritten Schuljahre, bei der energischen Frau Külling, da ging's dann schon regelrecht zweistimmig, und mit berechtigtem Stolz führte diese ihre kleine Sängerschar vor bei Schulbesuchen und am Examen. Aber auch die erste Lehrerin kam oft für ein Weilchen hinüber in unsere Klasse, wenn wir Gesangsstunde hatten und das Waldkirchleinlied so lieblich ertönte. So hell wie der Robi konnte halt keiner das Glöcklein nachahmen. „I cha halt mini guete Sänger nie vergässe", sagte sie dann, wenn sie ebenso geräuschlos wieder hinausging wie sie gekommen war.

Als wir im vierten Schuljahre zu dem lebenslustigen und sangesfreudigen Lehrer Külling kamen, der uns manch fröhliches Liedchen vorfidelte auf seiner Geige, da waren wir alle voller Freuden. Aber o weh! Schon in der zweiten Singstunde wurden Noten gedrillt. Um diese schwarzen Klexe hatte sich bisher mein Kamerad nicht viel gekümmert, und die Lehrerinnen hatten es nicht bemerkt, da sie wohl annahmen, er als bester Sänger werde die Noten schon kennen. Der Lehrer aber entdeckte seine Blöße, und ich wagte es hier anfangs noch nicht, ihm vorzuflüstern. Der Fidelbogen sauste auf den mageren Rücken nieder, und als wir am Schluß der Stunde noch einige Lieder singen sollten, da hatte Robert noch nicht ausgeweint. Die Lieder tönten kläglich ohne unsern Vorsänger. Der Lehrer behandelte ihn von jetzt an sehr nachsichtig, um ihn nicht zu verstimmen, denn auch er konnte sich dem Einfluß dieser seelenvollen Stimme nicht entziehen. — Im fünften und sechsten Schuljahr saßen wir noch immer Seite an Seite bei dem Lehrer Joel Leuenberger, und kein Examen verging, ohne daß wir zwei etwas zum Besten gegeben hätten.

Damals war in unserem Dorfe das Weihnachts- und Neujahrsingen noch Mode. Wir waren nun alt genug und durften auch mitmachen. Als sich die Mitschüler einige Tage vorher zu größeren und kleineren Gruppen vereinigten, taten wir immer so, als dürften wir noch nicht ganz für sicher

dabei sein. Wir zwei wollten eben ganz allein es wagen. Unser erstes Auftreten wurde dann zu einem wahren Triumphzug von Haus zu Haus. Kaum ließ mein Freund seine glockenhelle Stimme, die ich nun auch verständnisvoll zu begleiten verstand, erschallen, so wurde es mäuschenstill in den Küchen und Stuben: „Loset, das isch gwüß dr Schmiedhansroobi un dr Schlosserfritz.“ War das erste Lied verklungen, so ging die Haustüre auf mit den freundlichen Worten: „Chöömet iche. Buebe, un neehmet no äis, es gäit gar donnigs schön zseeme.“ Wenn wir uns nach dem zweiten Liede dann fortmachen wollten, so rückten die Zehner und Zwanziger hervor, und wir mußten gnädig eine Zulage gewähren. Nachher ging's aber ungesäumt zum Nachbarhaus. Oft kreuzten da ältere Sängergruppen unsern Weg und warteten uns Neulingen mit allerhand guten Ratschlägen auf: „Ganget numme nit dörthi, die Gizgnäpper geebe äim nüt als e Bitz Brot, un bi dr Fräschelzgiibe git es dr Lohn mit em Chuchibeese. Dr alt „Brummel“ i dr Eichmatte'n usse hitzget allne dr Hung a.“ Als wir aber dann beim Nachbarn des gefürchteten „Brummel“ sangen, öffnete der mit diesem Spitznamen bezeichnete Sonderling seine lotterige Haustüre und lockte uns zu sich hinein: „Chömet Buebe, chöömet, i giben ech o öppis. Jetze hätt' i misex bal glaubt, i köri hür nid es enzig rächts Lied. Chöömet do zum Tisch un nehmet jetz afange z'erst es Tröpfeli Wii, dier mööget de nachehr umme besser. Alleh, wäit iehr ächt zuegrife! Dee schadet äuch ämmel gwüß nüd, es isch drum ganz reale 93ger vom Gibelirain un gwüß käi Tron (Träne) Wasser drin. I stelle dee nid amene jedere uf, aber dier zwöö müßt ha dervo.“ (Fortsetzung folgt.)

Fahrt in die Freiheit. 4

(Schluß.) Novelle von Hermann Ryser.

In dieser Zeit betrachtete sich Stefan oft im Spiegel. Ja, seine Gesichtszüge waren ungemein hart und vor allem fehlten ihm die harmlosen Schafsaugen, wie sie bei den übrigen Menschen gebräuchlich waren. Sein Blick aber war fest und drang mühelos durch den dicksten Ulster ins Herz des andern. Aber vielleicht war es doch der Bart, den man abstoßend fand? Weg damit, wenn auch ein schweres Opfer. Obwohl ihn zwar dieser Schnitt glatt um zehn Jahre verjüngte, schien nun sein Gesicht krankhaft bleich und der Blick noch stechender als zuvor. Tagelang schweifte Stefan ohne Hut im Freien, in der Absicht, eine frischere Gesichtsfarbe zu erzwingen.

Um den Anschluß ans Leben zu bewerkstelligen, mischte er sich unter das Volk, besuchte Kaffeehäuser, Vergnügungsstätten und Theater. Aber alles dieses tat er nicht mit innerer Lust. Es schien, als wäre seine Daseinsfreude in dem Augenblick erloschen, wo er sich zum „freien Mann“ aufgeschwungen. Alles um ihn her, ob geräuschvoll oder still, kam ihm zumeist unerträglich schal und leer vor. Dazu kam noch, daß ihn seine Herzschwäche bei jeder kleinsten Anstrengung oder Aufregung umwarf.

In bedrückter Stimmung saß Stefan eines Vormittags in seinem Zwerggärtchen, als ihm die Wirtschafterin eine fremde Dame meldete. Ohne sie auch nur eines freundlichen Blickes zu würdigen, machte er eine Handbewegung nach einem freien Stuhl und fragte kalten Tones nach dem Begehr. O, er hatte diese Weiber schon übersatt. Immer taten sie so, als triebe sie ihr Herz, dem Alten liebe Worte zu sagen und hinterher wollten sie doch nur Geld. Solche Besuche waren ihm bereits zum Greuel geworden, denn die ganze Gesellschaft war unersättlich und verwünschte den alten Racker nebenbei ins Pfefferland. So würde sich die Sache wohl auch heute wieder abspielen. Stefan wartete diesmal die hohle Einleitung gar nicht erst ab und fragte kurz:

„Wieviel müssen Sie haben?“

„Herr Ulhart“, erwiderte die Dame in weichem Tonfall, „ich brauche kein Geld, aber tun Sie mir den Gefallen und schauen Sie mir einmal in die Augen.“

„Was soll das?“ fuhr er unwirsch herum, „ich finde an Ihren Augen nichts besonderes.“

„Das wundert mich aber, Herr Ulhart, erinnern Sie sich denn meiner nicht mehr?“

„Nein, ich kenne überhaupt keine Frau näher.“

„Das heißt, mit meiner Ausnahme, Herr Ulhart. Ich bin nämlich die Josefine, wenn auch in einer ältern Ausgabe!“ lachte sie ihn vertraulich an.

Da starrte ihr Stefan ins Gesicht, fiel dann gleichsam in sich zusammen und schlug die Hände vor die Augen. „Und da kommen Sie erst jetzt zu mir!“ stöhnte er. Nun ist es zu spät. Was wollen Sie noch?“

„Helfen möchte ich Ihnen. Ich bin noch nicht lange wieder hier ansässig. Als ich aus dem Ausland kam und hörte, daß Ihnen das Einsiedlerleben nicht gut bekomme, da drängte es mich, Ihnen beizustehen.“

„Und wie denken Sie sich das?“

„Nun, Herr Ulhart, ich komme mit meinem alten Vorschlage zu Ihnen. Ich möchte Sie nämlich verheiraten.“ Und dazu lachte sie so herzlich und tätschelte ihm die Hand so nachdrücklich, daß dem Stefan ordentlich schwül wurde. „Eine passende Frau für Sie zu finden, ist jetzt viel leichter, wo Ihr Sennenbart endlich gefallen ist. Aber etwas freundlicher müssen Sie schon dreinschauen, sonst schrecken Sie auch die Sanftmütigste ab. Ich habe für Sie eine leidlich hübsche, zwar etwas bejahrte, aber dafür warmherzige Frau gefunden, die mit Ihnen den Lebensabend genießen will, sofern Sie nicht mehr der berüchtigte Geizkragen von annodazumal sind.“

Stefans Miene hatte sich zusehends aufgehellt und seine Augen voll Spannung auf Josefine gerichtet.

„Der bin ich allerdings nicht mehr“, sagte er, „ich bringe jetzt das Geld so flott unter die Leute, daß man mich demnächst unter Vormundschaft stellen wird. Und im übrigen, wer soll denn diese ganz besonders für mich passende Frau sein?“

„Josefine!“

„Was? Sie?“

„Ich.“

„Aber Sie sind doch verheiratet?“

„Früher ja, aber seit fünfzehn Jahren bin ich Witwe. Ich stehe ganz allein und bin völlig unabhängig, obwohl